

So viele gute Jahre!

Festrede zum 50. Geburtstag der Freunde des Museums

Münster, Rathaus-Festsaal, 22. März 2026

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
liebe Freundinnen und Freunde des LWL-Museums

50 Jahre! Das ist schon eine ganze Menge Zeit. Erst recht, wenn man es etwas anders ausspricht: Ein halbes Jahrhundert. Wie das klingt: ein halbes Jahrhundert. Ja, das flößt Respekt ein.

Also frage ich einmal konkreter: Was bedeuten denn 50 Jahre, wenn man sie auf ein Menschenleben bezieht? Nun, an 50. Geburtstagen heißt es immer, man stecke gerade „mittendrin“, man befinde sich in der „Mitte des Lebens“. Und von dieser Mitte aus dürfe man einen stolzen Blick auf das Erreichte werfen, bei gleichzeitiger Gewissheit, dass noch längst nicht alles erreicht sei. Nein, das Beste komme ja noch! Und dann stößt man mit allen Anwesenden darauf an, um sich wenigstens für einen Abend dieser Gewissheit hinzugeben, oder wenigstens dieser Hoffnung, oder vielleicht auch nur: dieser schönen Illusion.

Gehen wir noch einen Schritt weiter: Wie ist das, wenn etwas 50 Jahre zurückliegt und man sich noch gut an diese Zeit erinnern kann? Nun, wer sich lebhaft an etwas erinnert, das 50 Jahre zurückliegt, der läuft Gefahr, festzustellen – und ich wage jetzt, es auszusprechen: der läuft Gefahr, festzustellen, dass er irgendwie, wie soll ich sagen? – tendenziell alt ist.

Dummerweise weiß ich ziemlich genau, wovon ich rede. Denn ich erinnere mich sehr genau an die Zeit vor exakt 50 Jahren. Damals diente ich in einem Pionierbataillon in Wuppertal, besser gesagt: ich bediente dort eine mechanische Schreibmaschine vom Typ Adler Olympia Baureihe SM8. Und Münster, mir zuvor völlig unbekannt, tauchte vor 50 Jahren gerade erstmals am Horizont meiner Zukunftserwartungen auf, nämlich als die Stadt, an deren Universität man Publizistik als wissenschaftliches Fach studieren konnte. Ein

solches Studium sollte mir als Legende für meine Eltern dienen, die besagtes Studium zu finanzieren hatten und die ich in dem Glauben lassen wollte, ich studierte als Vorbereitung auf den Beruf des Journalisten. Dieser Beruf stand zwar nicht ganz oben auf der Wunschliste meiner Eltern für mich, galt aber immerhin als bürgerlicher Beruf mit Festanstellung und Gehaltserhöhungen. Ganz im Gegensatz zum Schriftsteller, der ich tatsächlich damals schon werden wollte – was ich auch unvorsichtigerweise schon einmal geäußert hatte, mit unangenehmen Folgen für den Familienfrieden.

Vor 50 Jahren füllte ich also die Studienplatzbewerbung für Münster aus, und am 28. August 1976 war ich dann zum ersten Mal leibhaftig hier. Münster wurde von einer Legende für meine Eltern zu einer real existierenden Ansammlung von Gebäuden und Menschen, die darin lebten und arbeiteten. Es wurde hier offenbar mit einem Akzent und einer Geschwindigkeit gesprochen, die mir fremd waren, und hier herrschten Traditionen, die mir vorerst unbekannt waren. Eine dieser Traditionen war gerade erst entstanden, denn zu dem Zeitpunkt, da ich Münster im Vergabeformular der ZVS ankreuzte, wurde dort der Kreis der Freunde des Landesmuseums gegründet. Und siehe da: Schon 40 Jahre später durfte ich in seinem Auftrag zusammen mit meiner Coautorin Eva ein Buch über eben diese 40 Jahre schreiben, nämlich als die damalige Lebenszeit der Ausstellung Skulpturprojekte.

Jetzt weiß ich, was viele von Ihnen denken, darunter höchstwahrscheinlich auch meine Frau. Sie denken: Was redet dieser Kerl so viel von sich selbst? Okay. Wir haben das schon verstanden: Demnächst wird er 70, und seine Zeit in Münster deckt sich perfekt mit der Lebenszeit des Vereins der Freunde des Landesmuseums. Sehr schön, Herr Spinnen. Herzlichen Glückwunsch auch. Aber jetzt könnten Sie doch mal zur Sache kommen!

Ja, Sie haben recht. Das könnte und sollte ich. Aber tatsächlich bin ich schon bei der Sache! Ich habe Sie nämlich in den letzten Minuten ganz subtil dazu gezwungen, einmal daran zu denken, wo und wie es Sie in den letzten 50 oder weniger Jahren gab, sei es, wie es bei vielen von Ihnen der Fall sein dürfte, hier in Münster – oder anderswo.

Nun, und was haben Sie dabei gedacht? Was haben Sie empfunden? Waren das für Sie gute oder waren es schlechte Jahre? Ich für meinen Teil würde keine Sekunde zögern und sagen: Für mich waren es im Großen und Ganzen 50 gute Jahre. Womöglich sogar sehr gute Jahre.

Schauen wir uns die Zeit doch einmal gewissermaßen von oben an. 1975, parallel zu meiner Einberufung zur Bundeswehr, fand in Helsinki die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa statt. In ihrem Gefolge zog ein politisches Tauwetter auf. Die Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten entkrampften sich, und bei uns jungen Leuten im Westen, die wir damals stark vom Bewusstsein linker Ideologie und Politik geprägt wurden, entstand so etwas wie ein grundsätzliches Einverständnis mit der Teilung Deutschlands und der Teilung Europas. Wir lebten im Kalten Krieg, ja ja. Aber wir lebten damals – nein – ich korrigiere mich: Wir glaubten damals, unter einem atomaren Schutzschild zu leben, wodurch die Kriege, die unsere Eltern geprägt hatten, dauerhaft unmöglich gemacht würden. Die Langstreckenwaffen auf beiden Seiten des eisernen Vorhangs schienen in den 1970er Jahren Jahren so zerstörerisch zu sein, dass man sich sicher sein konnte, ihre Besitzer würden letzten Endes davor zurückschrecken, sie anzuwenden. Während meiner eigenen Soldatenzeit hieß es bei jeder Gelegenheit: „Wer zuerst auf den roten Knopf drückt, stirbt als zweiter.“ Also würde niemand drücken, wenn er nicht lebensmüde wäre.

Wir Menschen in Europa, Soldaten ebenso wie Zivilisten, konnten es uns also im Windschatten des atomaren Patts gemütlich machen. Und wir konnten dabei ganz in Ruhe viel Zeit und Energie und auch Geld dafür aufbringen, uns um die schönen Dinge des Lebens zu kümmern.

Wie zum Beispiel um die Kunst. Es gab 1976 einen konkreten ökonomischen Anlass für die Gründung des Freundeskreises um das Landesmuseum, aber ich erlaube mir heute, in dem Datum etwas Symbolisches zu sehen: nämlich den spezifisch Münsteranerischen Auftakt zu einer guten Zeit im Allgemeinen und insbesondere zu einer guten Zeit für die Kunst vor Ort. Das Landesmuseum hatte damals vor

gerade mal vier Jahren einen architektonisch anspruchsvollen Erweiterungsbau bekommen und damit seinen Anspruch unterstrichen, wesentlich mehr zu sein als eine Schatzkammer für regionales Kulturgut. Zudem liefen im Jahr 1976 schon die Vorbereitungen für die ersten Skulpturprojekte im Jahr darauf, befördert durch den damaligen Direktor Paul Pieper. Und mit dieser Ausstellung sollten Kasper König und Klaus Bussmann nicht nur das Museum, sondern die ganze Stadt Münster zu einem wahrlich weltbekannten Ort für die Diskussion über den aktuellen Zustand und den Stellenwert von Kunst im öffentlichen Raum machen.

Die Skulpturprojekte, die im nächsten Jahr, dann erstmals unter neuer Leitung, auch ihren 50. Geburtstag feiern werden, begründeten damals so etwas wie eine Metamorphose in der Selbstwahrnehmung ebenso wie in der Außenwahrnehmung der Stadt Münster. Sie haben seitdem in hohem Maße dazu beigetragen, die verflossenen 50 Jahre zu einer guten Zeit für diese Stadt zu machen. Sie alle, meine Damen und Herren, da bin ich mir ganz sicher, verbinden mit dieser Ausstellung, die von Anfang an durch den Verein der Freunde begleitet und unterstützt wurde, besondere Ereignisse und Erfahrungen, die allesamt aus dem Zusammenspiel von mehr oder minder bekannten Orten, interessanten Persönlichkeiten und höchst überraschenden Objekten gespeist wurden.

Eine gute Zeit also, diese letzten 50 Jahre. Wir dürfen uns wohl nicht beklagen. Meine Großväter, Jahrgang 1895, hatten, als sie 70 wurden, keine guten 50 Jahre hinter sich. Sie hatten den Ersten Weltkrieg als junge Soldaten an der Front überlebt. Es folgten die politischen und ökonomischen Krisen der Zwanzigerjahre. Es folgte ein Regime, das viel versprach und nichts davon hielt, stattdessen Tod und Schrecken über die ganze Welt brachte. Sie mussten wieder um ihr eigenes Leben und zusätzlich um das ihrer Kinder fürchten. Dann erlebten sie eine weitere Nachkriegszeit mit Hunger und Entbehrungen. Als meine Großväter 70 wurden wie ich demnächst, einer von ihnen starb in diesem Alter, hatten sie gerade mal zehn halbwegs gute Jahre hinter sich.

Wir, meine Damen und Herren, wir haben es sehr viel besser gehabt. Das ist meine feste Überzeugung, trotz aller unserer individuellen Sorgen im Alltag, die ich nicht kleinreden will.

Aber – haben wir auch gute Jahre vor uns?

Kurz nach dem Überfall der russischen Armee auf die Ukraine sprach der Bundeskanzler Olaf Scholz von der „Zeitenwende“, die wir gerade erlebten. Ich weiß nicht, ob das Wort Zeitenwende seinen eigenen Überlegungen entsprungen war. Für gewöhnlich stehen hochrangigen Politikerinnen und Politikern für wichtige Redebeiträge Hilfskräfte zur Verfügung. Aber wer immer auch den Begriff Zeitenwende in die Debatten und in das Bewusstsein eingespeist hat, er oder sie haben damit nichts Falsches getan.

Allerdings kommt es mir seit vier Jahren so vor, als hätten wir zwar mit Zeitenwende schon die Überschrift für unsere Gegenwart und unsere unmittelbare Zukunft gefunden, aber noch nicht den dazugehörigen Text. Zeitenwende, ja, das stimmt, leider. Aber was genau tut man, wenn die Zeit sich wendet – und wenn sie sich gegen einen wendet?

Schützt man sich? Das wäre wohl sinnvoll, aber wie? Hören Sie doch einmal in die aktuelle Debatte um die Wiedereinführung der Wehrpflicht hinein. Viele Menschen sind geradezu empört über die Zumutung, ihr Land gegebenenfalls mit ihrem Leben verteidigen zu sollen. Und weiß Gott, das ist eine Zumutung! Ich habe vor 50 Jahren einmal gelobt, das zu tun, und ich spüre die Zumutung noch immer. Aber ich fürchte, unser Leben nach der Zeitenwende wird sich nicht mehr wie in den 50 Jahren zuvor in einer permanenten Reduzierung der Zumutungen realisieren, sondern in deren beständigem Anwachsen.

Und damit komme ich zu der Frage, mit der ich heute ins Rathaus der Stadt Münster und zu Ihnen kommen darf. Sie lautet: Was geschieht nach der Zeitenwende mit der Kunst?

Die einfachste Antwort auf diese Frage liefern die täglichen Nachrichten, auch die aus unserer Stadt und aus diesem Rathaus. Die Antwort lautet: Die Kunst wird weniger Mittel aus den öffentlichen Kassen bekommen. Man kann nun mal nicht eine Armee aufrüsten, andere Armeen unterstützen, Millionen von Kriegsflüchtlingen

versorgen – und gleichzeitig die Etats der Museen vergrößern sowie die Stipendien für Künstlerinnen und Künstler. Immer wieder fällt jetzt ein Satz, der leider durchaus die Tatsachen wiedergibt. Er lautet: Leistungen für Kunst und Kultur gehören vielfach nicht zu den Pflichtaufgaben des Staates und der Kommunen. Wenn gekürzt werden muss, dann kann nur da gekürzt werden, wo gekürzt werden darf. Das gebieten die entsprechenden Gesetze, das ist so einfach wie es grausam ist.

Und ich fürchte, gegen diese Entwicklung wird sich in Zukunft kaum etwas unternehmen lassen. Ich glaube nicht, dass ein göttlicher Held oder eine göttliche Heldin vom Himmel herabsteigen und die Möchtegern-Napoleons dieser Welt erfolgreich an ihre kulturelle Verantwortung erinnern wird. Und sollten ein paar Napoleonköpfe abgeschlagen werden, dann werden an ihrer Stelle wie bei den Drachen in den alten Sagen wahrscheinlich mehrere neue Köpfe nachwachsen.

Was also wird aus der Kunst? Die Freunde des LWL-Museums können nun eine eigene Antwort geben, indem sie sagen: Wir erhöhen gerade in dieser Zeit unser privates ökonomisches Engagement. Diese Antwort ist so gut und richtig, dass ich jetzt keinen weiteren Satz dazu sagen werde, in der Sorge, er könnte das Gute und das Richtige dieser Antwort verwässern.

Aber Geld mag gut sein – leider ist es nicht alles. Früher sagte man: Es beruhigt, macht aber nicht glücklich. Heute präsentiert die mittlerweile zu wissenschaftlicher Reputation gekommene Glücksforschung dazu noch sehr viel differenziertere Analysen. Und auch ich denke, wir brauchen neben dem Geld noch etwas anderes. Wir, als Freunde des LWL Museums und damit als Freunde der Kunst schlechthin, brauchen so etwas wie einen starken inneren Antrieb, wir brauchen eine innere Rüstung gegen die Angriffe der Welt nach der Zeitenwende. Wir brauchen – das ist meine feste Überzeugung – eine Definition, oder vielleicht sage ich: eine innere Letztbegründung für die Existenz von Kunst schlechthin.

Ja, sicher. Ich weiß natürlich, dass es eine ganze Reihe solcher Begründungen gibt. „Kunst ist Zeugnis menschlicher Kreativität und appelliert an das kreative Potenzial ihrer Betrachter.“ Richtig! „Kunst

regt zum Nachdenken an.“ Richtig! „Kunst macht aufmerksam auf die Probleme und die besonderen Sichtweisen anderer Menschen.“ Richtig! „Kunst leitet uns an zur inneren Einkehr, Kunst stärkt unsere sozialen Fähigkeiten, Kunst macht uns empathisch –“

Alles richtig! Und ach!, ich könnte noch lange so fortfahren. Aber ich fürchte: Letzten Endes wird eine solche Akkumulation von Kunstbegründungen auf einen Satz hinauslaufen, mit dem so vieles rechtfertigt werden kann und auch rechtfertigt wird. Er lautet: „Kunst bringt jedem etwas.“

Und das ist natürlich nicht falsch. Aber ist es auch – Vorsicht! – jetzt kommt ein schlimmes Wort: Ist es auch – wehrhaft? Schützt es die Kunst und schützt es uns als Freunde der Kunst, wenn die Angriffe und die Bedrohungen nur immer noch stärker werden? Oder sollten wir nicht versuchen, oberhalb dieses freundlichen Pluralismus etwas zu finden, das einen kämpferischeren Charakter zum Ausdruck bringt, eine Stärke, mit der wir uns aufbauen und aus der heraus wir agieren können?

Ich bin heute mit einem Vorschlag dafür zu Ihnen gekommen. Ich offeriere Ihnen einen Begriff, besser: eine Wendung, die ich nicht selbst erfunden habe. Das ist keine falsche Bescheidenheit, sondern die lautere Wahrheit. Tatsächlich stammt der Begriff von Helmut Arntzen, der bis vor genau 30 Jahren Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Münster war und im Jahr 2014 verstorben ist. Er war mein Doktorvater und 16 Jahre lang mein akademischer Lehrer und mein Vorgesetzter. Unsere gemeinsame Zeit lag mitten in jenen guten 50 Jahren, was unter anderem daran abzulesen war, dass damals noch kein Germanistikprofessor danach beurteilt wurde, wie viele Drittmittel er für die Uni einwarb.

Und in dieser guten Zeit sagte Helmut Arntzen einmal, Kunst sei ein – „notwendiger Luxus“.

Ja, das haben Sie richtig verstanden. Ein notwendiger Luxus.

Und, ja, es stimmt: Das klingt vollkommen unsinnig oder besser: widersinnig. Denn Luxus definiert sich nach allgemeinem Dafürhalten eben genau dadurch, dass er nicht notwendig ist. Im Umkehrschluss kann nichts, das warum auch immer notwendig ist,

jemals als Luxus bezeichnet werden. Das tägliche Brot ist kein Luxus. Die saubere Luft zum Atmen ist kein Luxus. Der Wunsch, im Frieden zu leben, ist nicht luxuriös fundiert.

Was soll das also heißen: „Kunst ist notwendiger Luxus“?

Nun, wenn dieser Satz Sinn machen soll, dann müssen wir die Überschreitung von Notwendigkeit und Zweckgebundenheit als einen existenziellen Bestandteil menschlicher Existenz anerkennen. Auf den Punkt gebracht: Es ist für Menschen notwendig, zumindest zeitweise den Bereich und die Vorstellung der Notwendigkeit zu überschreiten.

Kunst, liebe Freunde, wird niemals den Hunger derer stillen, die sie betrachten, oder ihren Durst löschen oder ihre Atemluft verbessern. Sie wird Frierende nicht wirklich wärmen und denen, auf die geschossen wird, keinen sicheren Schutz bieten. Aber sie ist insofern eine der Notwendigkeiten menschlichen Daseins, als es zu diesem Dasein gehört, sich zumindest zeitweise aus den Fesseln des schieren Zwecks und der Notwendigkeiten zu lösen. Das ist, was uns als Menschen ausmacht! Die Sehnsucht nach Schönheit und Freiheit in einem absoluten Sinne ist uns Menschen eigen und hat zur Existenz von Kunst geführt.

Machen wir doch einmal die Umkehrprobe: Ziehen wir die Kunst vom Menschsein in Geschichte und Gegenwart ab, was bleibt dann noch? – Ich überlasse die Antwort Ihnen.

Meine Damen und Herren, ich bin schon fast am Ende. Meine Aufgabe heute ist schon beinahe erfüllt. Ich wollte Sie alle mit zwei Worten, mit einer ebenso wehrhaften wie kraftspendenden Paradoxie in den geselligen Teil dieser runden Geburtstagsfeier entlassen. Nehmen Sie sie mit nach Hause, wenn Sie wollen. Und verwenden Sie sie als Motto, als Parole, als Zauberspruch gegen die Bedrohungen der Zukunft.

Daher ein letztes Mal: Kunst ist notwendiger Luxus, weil die Überschreitung des Notwendigen eine Notwendigkeit menschlicher Existenz ist. Und wenn jetzt womöglich nicht so gute Jahre für uns alle und nicht so gute Jahre für die Kunst anbrechen, dann hilft es vielleicht, ihr und uns als den Freunden der Kunst mit dieser trotzigsten Paradoxie

den Rücken zu stärken. Und wo sollte das besser gelingen als in dieser Stadt und im Kreis der Freunde ihres Museums.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Lassen Sie uns ab jetzt den heutigen 50. Geburtstag so feiern, als markiere er tatsächlich nur die Hälfte des Ganzen – oder nur ein Drittel, ein Viertel sogar – oder noch viel weniger.